

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich gegen mich

Heldenverehrung? – Dass ich nicht lache! So sprach mein nach Unabhängigkeit, nach Freiheit dürstendes Ich, bis ich mich ernsthaft mit dieser Nebi-Nummer befasste. Da erinnerte ich

Von Ilse Frank

mich goldener Fan-Zeiten, ja, ich hielt nicht nur Rück-, sondern auch Um- und Vorschau. Jetzt bin ich mir meiner Gefühlssache(n) gar nicht mehr so sicher.

Doch beginnen wir zu Beginn der seelischen Entwicklung!

Als Teenager sass ich ganze Winter lang vor dem Fernsehapparat, versuchte, in der Schwarzweissflimmerei klare Bilder sämtlicher Skirennen auszumachen, und fand die Wettbewerbe nur dann regulär, wenn mein Favorit, Roger Staub, als Sieger posierte. Über der rauhen Saison lag für mich die Milde des Herzensfrühlings; ich genoss die fremden Erfolge, als hätte ich sie errungen.

Allmählich wuchs ich aus den Kinderschuhen, den Stiefeln des Idols heraus. Gelassen blickte ich fürderhin während der Schneemonate auf den TV-Schirm. Sichtete ich einen Tanz zwischen den Stangen oder eine rasante Abfahrt, bekundete ich kaum noch Interesse.

Dies änderte sich schlagartig. Ich war inzwischen Anfang Dreissig und hatte mich mit einem gerade halb so alten Mädchen, das jenseits des Block-Korridors wohnte, angefreundet. Oft teilten wir Freuden des Müssigganges, und zu ihnen gehörte Ursis lebhaft, meine zurückhaltende Teilnahme am Geschehen im Skizirkus. «Ich helfe Stenmark», flüsterte mir die Passivsportlerin zu, als wir, zum erstenmal gemeinsam, einen Kampf der Pistengiganten verfolgten. Ich nickte, lächelte. Name und Superleistungen des tiefen Schweigers aus dem hohen Norden waren mir bekannt. Dass der offenbar sensible Naturbursche ein erblühendes weibliches Wesen im Sturm eroberte, fand ich beinahe logisch. Ach! dachte ich wehmütig, wie Roger doch damals mich bezirrte ... Dann konzentrierte

ich mich auf das Kampfgeschehen.

Im Starthäuschen stand plötzlich Ingemar, kraftvoll, entschlossen, bereit, Kopf und Kragen zu riskieren, um aufs Podest, in die Schlagzeilen zu kommen.

Ingo stiess ab, zog zwei, drei enge Schleifen, ohne Schwung zu verlieren. Ich schaute dem Balletteur fasziniert zu, genoss den Eindruck harmonischer Bewegungen. Da, ein Schrei! Ursi hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, keuchte: «Durchhalten, durchhalten!»

Stenmark hielt durch, rettete sich mit einem verblüffenden Balanceakt vor Sturz, Niederlage, Schmach. Wie auf Schienen glitt er hangabwärts, und zaghaft begannen wir für ihn zu hoffen.

Ja: wir! Mitten in den Turbulenzen hatte mich die alte Krankheit attackiert. Ich war zur Verehrerin mit unverkennbaren Symptomen geworden: mit wallendem Blut, rasendem Puls, feuchten Händen, kalten Füssen.

«Das gibt's doch nicht!» stöhnte ich leise. Das durfte es in meinem Alter einfach nicht geben.

Aber was der Geist auch dozierte: Ich war keinen Vernunftgründen zugänglich. Sooft Ingemar ab dato in Aktion trat, befahl mich Lampenfieber, das mein Tun auf zweierlei beschränkte: Daumendrücken und Zähneklappern.

Derart litt ich, glücklicherweise, nur zur Winterszeit. Im Sommer sass Ingemar am Meeresstrand, was mir erlaubte, äusserlich und innerlich auf Distanz zu gehen. Nach Monaten der Ruhe, der Reifung fühlte ich mich jeweils immun. Doch mit den alpinen Heroen kehrten meine Leiden regelmässig wieder.

Von dem Moment an, da Ursi, erwachsen, selbständig geworden, wegzog, fehlte meiner Liebe zu Ingemar die Nahrung. Weil niemand mehr das Feuer schürte, begann ich mich seiner zu schämen. Infantil schalt ich mich – und unterdrückte die mir unpassend erscheinenden Regungen nach Kräften.

Gleichgültigkeit prägte bald mein Verhalten. Mit vierzig wusste ich nicht einmal mehr, wann die Kämpen in die Bindungen ihrer Latzen stiegen.

Ab und zu meldeten mir fette Lettern den Gewinner irgendeiner Materialschlacht. Ingemar Stenmark hiess er nie.

Vor (relativ) wenigen Wochen geriet mein Seelenfrieden in Gefahr: Ingo feierte erneut Trium-

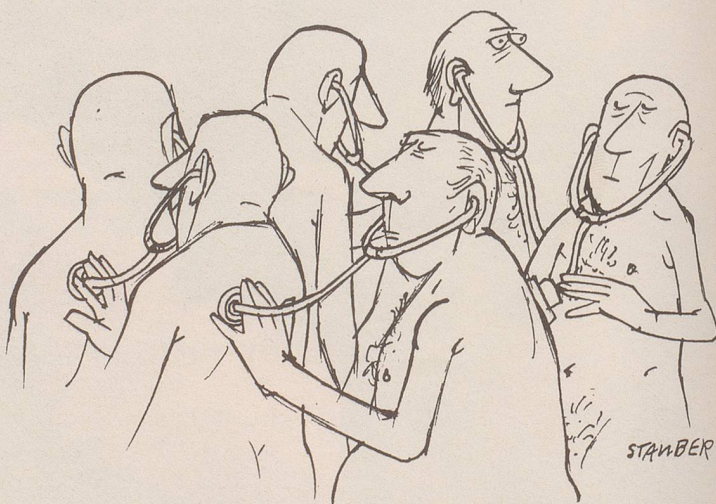
phe, war wieder voll da, mischte vorne mit. Zeitunglesend kam ich nicht um ihn herum. Ich freute mich über seine Prämierungen – mehr Engagement war mir, der Abgeklärten, von anderen Werten Erfüllten, unmöglich.

Eines denkwürdigen Tages aber trat ich in die Stube der Nachbarin und gewahrte, dass die Sechzigerin gebannt in die Röhre guckte. «Stenmark unterwegs!» rief sie. «Mir egal», wollte ich erwidern, da hatte mich der Bazillus schon befallen, da sank

ich in den nächsten Stuhl, klammerte mich an die Armlehnen, schwitzte, ächzte.

Ingo gewann, während ich den Kampf wider nostalgische Wandlungen verlor. Diese Schwäche schert mich, wenn ich es mir genau überlege, wenig. Ehrlicher: Sie stimmt mich froh. Ein Viertelstündchen lang war ich siegestrunken – wie einst in meinem Mai.

Ganz nüchtern möchte ich eigentlich nicht mehr werden.



Courtoisie

Dieses schöne Wort heisst in deutscher Sprache «Höflichkeitsbezeugung» – oder so ähnlich!

Bisher war ich der Auffassung, solche Höflichkeitsbezeugungen entsprächen nicht mehr unserer sachlichen, gemessen an früher unkomplizierten Zeit. Als ich noch jung war, gab's in meiner Umgebung einen Mann, der aus einer fernen Monarchie kam und bei uns ein Hochschulstudium absolvierte. Dieser junge, höfliche Mann pflegte beim Gruss den Damen die Hand zu küssen. Auch mir, wobei ich jeweils einen sehr heissen Kopf bekam, mich aber geschmeichelt fühlte ob soviel Ehre.

Das ist sehr lange her, und inzwischen scheinen mir Handküsse kaum mehr zu uns gewöhnlichen Frauen zu passen. Wir sind

nicht mehr die schwachen Geschöpfe vom vergangenen Jahrhundert, die behütet und verwöhnt werden mussten, um bei guter Laune zu bleiben. Diese Zeiten sind wohl vorüber.

Via Fernsehen werde ich nun eines «Besseren» belehrt. Dort werden eifrig Hände geküsst, und es werden sogar «gnädige Frauen» angesprochen. Eher selten durch unsere SRG, jedoch auf anderen Kanälen ...

Das will mir gar nicht gefallen, denn es verträgt sich keineswegs mit unserem Bestreben, selbständig und gleichberechtigt zu werden, Berufe nach freier Wahl zu ergreifen, uns auch im politischen Leben ein bisschen auszukümmern und mit unseren Männern eine gute Partnerschaft zu führen.

Handküsse und «gnädige Frauen» sind passé, nicht wahr?

Irene Haller